

Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 42. 1893.

Mein und Dein.

Novelle von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Ottile, bescheiden aus Stolz, betrug sich in dem aristokratischen Kreise, in den sie bei dem Major v. Nauen eintrat, sehr zurückhaltend und wurde anfangs von Herrn v. Niedberg wenig beachtet. Ein Zufall fügte es, daß er sie eines Tages zu Tische führte. Nun überhäufte er sie mit landesüblichen Redensarten und Artigkeiten. Ottile fühlte sich sehr glücklich gestimmt an dieser blumengeschmückten Tafel, zwischen all' den eleganten Gästen, und dieses naive Behagen schien auf ihren Tischnachbar überzufließen.

Er sah ihr tief und tiefer in die Augen, versenkte sich mit ihr in ein Gespräch und erwies ihr von nun ab Aufmerksamkeit, welche über das herkömmliche Maß hinausgingen.

Das junge Mädchen war ganz berauscht davon. Der ehemalige Offizier hatte, wie gesagt, durch die Atmosphäre der Vornehmheit, die ihn umgab, ihre Phantasie eingenommen, und als sie an jenem Abend heimkam, war ihr Herz schon ganz von seinem Bilde erfüllt.

Aber auch auf ihn hatte das schöne Mädchen Eindruck gemacht, welches den sehr bürgerlichen Namen „Bohnenmann“ trug und sich dennoch so taktvoll, so selbstbewußt benahm.

Was nun folgte, läßt sich unschwer er-

rathen. Der Lieutenant a. D. kreuzte, wo es anging, Ottiliens Wege, machte ihr Fensterparaden, schickte ihr anonyme Bouquets, die doch nur von ihm herrühren konnten. Anfangs war dieses Alles nichts weiter, als gewöhnliche Gourmacherei, ein anmuthiger Zeitvertreib für den Müßigen. Aber Ottiliens Sprödigkeit entflammte den Funken zur Flamme und nöthigte schließlich den jungen Mann, sich zu erklären, Farbe zu bekennen. Denn Ottile, obgleich bezaubert von dem eleganten und ritterlichen Anbeter, wollte von einer, ihren Ruf gefährdenden Liebesthedelei nichts wissen.

Zunächst forberte sie Niedberg auf, das Haus ihrer Eltern aufzusuchen, sich dort vor-



Die Begründer des Zollvereins. (S. 331)

zustellen; aber Edgar empfand geheimes Grauen vor diesen „Philistern“; er suchte Ausflüchte, bis Ottile erklärte, die Beziehung abbrechen zu wollen. Nun loberte seine Leidenschaft auf. Er wollte allen Ernstes sich eine Stellung

suchen und dann um Ottile werben. Seine Lage war ja ohnehin auf die Dauer unhaltbar.

Ottile sah mit unbeschreiblicher Freude und Genugthuung, wie eine ernstere Lebensauffassung, eine tiefer aus dem Herzen quellende

Bärtlichkeit das frivole Liebespiel bei dem jungen Lebemann verdrängte.

Und so hatte sie sich auch heute zu der heimlichen Zusammenkunft entschlossen. Edgar hatte ihr vorgestern geschrieben, seine An-

gelegenheiten seien im besten Zuge, und er würde bei dem erbetenen Stellbuchein in der Lage sein, ihr seinen Anstellungsvertrag zu zeigen. Ach, wie sie sich freute auf diesen Anstellungsvertrag, welcher das Glück ihrer Zukunft besiegelte! Prosaisch war das freilich, solch' ein Vertrag, aber sehr, sehr schön!

So wartete sie denn jetzt mit bangem Herzklopfen, aber — er kam nicht! Sicherlich war er auf irgend eine kleine Schwierigkeit, auf eine noch nicht erfüllte Formalität gestoßen, die ihn aufhielt, und ohne das heißersehnte Dokument wollte er offenbar nicht kommen. Und doch war das unrecht von ihm; es wäre besser gewesen, mit leeren Händen einzutreffen, als gar nicht, als sie hier so schmerzlich warten zu lassen! Auch konnte sie nicht so lange bleiben, ohne den Verdacht ihrer Mutter zu erwecken; die nicht mehr ferne Tischzeit mußte auf jeden Fall eingehalten werden, darauf hielt ihr Vater streng und in diesem Punkte verstand er keinen Spaß.

Da wurde die Glasthüre heftig aufgerissen, die hohe Gestalt eines elegant gekleideten jungen Mannes erschien.

Wie blaß er aussah! Natürlich, er hatte das Dokument nicht, sie hatte richtig geahnt. Zwar, er lächelte ihr zu, aber es kam ihm offenbar nicht von Herzen. Er unterließ auch gänzlich die sonst geübte Vorsicht, stürzte auf sie zu, und führte sie hastig, ohne etwas zu genießen, hinaus auf die Straße. Er wich ihrem Blicke aus. Nun standen sie in dem Getöse der Königsgräberstraße.

„Wie leid thut es mir, theuerste Ottilie, daß ich Dich warten ließ,“ sagte er mit erzwungener Unbefangenheit. „Ich wurde aufgehalten — wenn ich eine Dame, wenn ich Dich warten lasse, so muß es mir schon fast an's Leben gehen — nein, nein, sieh' mich nicht so erschrocken an, in Lebensgefahr war ich nicht, aber meine Seele ist noch nicht in Ordnung! Ach Gott, es ist doch ganz schrecklich, sich mit diesen Philistern herumplagen zu müssen.“

Ottilie fühlte sich schmerzlich befremdet über diesen frivolen Ton, den sie schon lange nicht an ihm gehört hatte. Niemals hatte er sich, seit sie seine Braut war, über die „Philister“ beklagt, denn sie selbst stammte doch aus solchen Kreisen.

Praktisch, wie sie ihrer Erziehung nach immerhin war, kam sie sogleich auf die richtige Spur. „Du hast gewiß Schwierigkeiten wegen der Kautio,“ sagte sie, „nicht wahr? Sei doch lieber aufrichtig, das wird mir das Herz erleichtern.“

„Dein Herz soll gar nicht schwer werden,“ versicherte er, immer in demselben gezwungenen Tone. „Allerdings, mein Onkel hatte das Geld gestern nicht flüssig — aber in den nächsten Tagen wird die Angelegenheit ganz gewiß geordnet werden.“

Warum sah Edgar so blaß und verstört aus, wenn er über den letzten Punkt so ganz beruhigt war?

„Wird die Stelle nicht am Ende anderweitig vergeben werden, wenn Du die Kautio nicht gleich erledigen kannst?“ fragte sie schüchtern.

„Ach bewahre. Gar kein Grund, das zu befürchten; ich werde das Geld bis morgen haben, verlaß Dich darauf.“

Sie sah ihm ängstlich in's Gesicht. Die Zuversicht seiner Worte widersprach seiner ganzen beklommenen Haltung. Wie seltsam er immer zur Seite blickte und wie sicher und selbstbewußt war er sonst!

Allerdings, sie kannte ihn erst seit kurzer Zeit, aber sie liebte ihn von ganzem Herzen und so hatte sie sich innig in sein Wesen hineingelegt. Sie verstand in seinen Mienen zu lesen, wußte den Tonfall seiner Stimme rich-

tig zu deuten. Zögerte sein Onkel wirklich, trotz eines gegebenen Versprechens, ihm das Geld zu borgen, so hätte er jetzt weiblich auf den „alten Fils“, auf den „herzloien Geldsack“ geschimpft; dazu war er trotz aufrichtiger Dankbarkeit und selbst einiger Zuneigung für den wackeren Onkel im Stande. Aber diese unbestimmten Redensarten, dieses sonderbare Gekrammel, das sah ihm ganz und gar nicht ähnlich.

Irgend ein ungeahntes Hinderniß war ihm entgegengetreten, als ihm seine Stellung endgültig verliehen werden sollte. Ein Hinderniß, ein Umstand, dessen er sich schämte, den er nicht zu gestehen wagte. Und wenn seine Hoffnung auf die Stelle vereitelt wurde, war das noch lange nicht so schlimm, als wenn er den Zorn, das Mißfallen seines Onkels erregte. Das Letztere wäre das größte Unglück für ihn gewesen.

Eine unbestimmte Angst befiel das junge Mädchen. Kleinlaut sagte sie: „Wenn Du zu meinem Vater gehst, Dich ihm ganz und gar anvertrauen wolltest, er wäre am Ende auch in der Lage, Dir eine Stellung zu verschaffen.“

„Wie kannst Du mir das zumuthen?“ brauste Edgar auf, „ich kann doch nicht als Bittsteller, als Habenicht's vor ihm erscheinen, und was könnte er mir auch anbieten, vielleicht eine Stellung in seiner Druckerei?“

Wie verächtlich er die letzten Worte sagte! Beinahe wären Ottilie Thränen in die Augen geschossen. Zum ersten Male verletzte er sie durch die Geringschätzung, mit welcher er von dem Geschäft ihres Vaters sprach.

Tiefgekränkt verzehrte sie: „Und wenn er das thäte, wäre das eine Schande für Dich?“

„Das nicht!“ erwiderte er gereizt; „aber ich könnte mich doch nur in einer Stellung glücklich fühlen, die meiner Erziehung, meinem gesellschaftlichen Range halbwegs, auch nur halbwegs entspricht; übrigs!“ — er schien sich jetzt auf die Nothwendigkeit zu besinnen, sie zu beschwichtigen — „ist ja dazu kein Grund vorhanden, in zwei, drei Tagen —“

„Wenn Du mich liebtest,“ stammelte Ottilie, „würdest Du mir ganz vertrauen, und wir würden einen Ausweg finden, aber ich sehe es ja, Du bist eben nicht mit ganzer Seele mein.“

„Nur keine Romanphrasen,“ fuhr er wieder auf, „wenn Du mich liebtest, würdest Du die Pflichten besser verstehen, die mein Rang mir auferlegt.“

Unwillig, wie sie ihn nie gesehen, nagte er an seiner Unterlippe und drehte an seinem hübschen, wohlgepflegten Schnurrbart. Ottilie begriff ihn nicht; bisher war ihre Beziehung wirklich nur eine Tändelei gewesen, die sich um Blumen, Briefchen, kleine Liebesbethörungen handelte. Heute zum ersten Male trat der Ernst des Lebens an sie heran; aber sie konnte sich nicht recht vorstellen, welche Pflichten ihm sein Name, sein Rang auferlegten. In den Kreisen, in denen sie aufgewachsen war, wußte man nichts von solchen Verpflichtungen. Ein Rang, ein Name, der mit keinem Besitz, keinem Berufe verbunden war, was konnte der ihm für Verpflichtungen auferlegen, und Offizier war er ja nicht mehr!

Aber sie bezwang ihre Verstimmung; sie war ein Liebendes Weib, sie wollte ihn nicht noch schwerer belasten, ihm keinen neuen Kummer machen.

Nachdem sie eine lange Weile stumm nebeneinander hergegangen waren, legte sie ihre fein behandschulte Hand auf seinen Arm und begütigte ihn mit sanften Worten.

Ihre Nachgiebigkeit entwaffnete ihn, rührte ihn sichtlich. Sie hoffte jetzt ihren Zweck erreicht zu haben, ihn zur vollen Aufrichtigkeit zu bewegen. Aber darin täuschte sie sich; noch immer gestand er ihr nicht zu, daß er etwas

zu verbergen habe, und dennoch sah sie, daß es sich so verhielt.

Etwas Böses, Häßliches mußte es sein, das ihm auch in diesem Augenblick der Hingebung nicht über die Lippen wollte. Tief und schmerzlich betroffen verstummte sie; das Herz ward ihr schwer, wie vielleicht noch nie vorher im Leben.

An der Ecke der Bellealliancestraße nahmen sie Abschied von einander; er sah nun die Nothwendigkeit ein, sie zu beschwichtigen.

Unaufhörlich versicherte er ihr, seine An gelegenheiten müßten sich binnen kürzester Frist erledigen, und zwar günstig erledigen, und dann würde er sofort sich bei ihren Eltern einstellen.

Ein wenig fühlte sie sich denn auch beruhigt, aber eben nur ein wenig. Im Stillen hatte sie sich die Sache folgendermaßen zurechtgelegt: er hatte von seinem Onkel die erforderliche Kautio erhalten und dieselbe aus irgend einem Grunde angegriffen. Für ihn handelte es sich jetzt darum, die Summe zu vervollständigen. Das konnte aber doch nicht schwierig, mußte in wenig Tagen, ja Stunden, zu bewerkstelligen sein.

So trennten sie sich denn in zärtlichem Einverständnis.

In tiefe Gedanken versunken, schritt sie die Bellealliancestraße entlang, ihrem Elternhause zu. Am besten war es doch, sich ihrem Vater zu entdecken. Vielleicht bedurfte es ja nur einer Kleinigkeit, um Edgar fortzuhelfen; und in diesem Augenblick erschien es ihr leicht, ihren Vater von dem Ernst und der Innigkeit ihrer Liebe zu überzeugen, ihn für Edgar einzunehmen. Von diesem Vorsatz erfüllt, kam sie nach Hause.

Soeben trug man hier die Suppe auf, mit dem Glöckenschlage, wie immer. Der Vater kam immer sehr pünktlich aus der Druckerei und begab sich ebenso pünktlich in das Geschäft zurück und auch im Hause hielt er un nachsichtlich auf musterhafte Ordnung.

„Nur rasch, daß der Vater nicht böse wird!“ rief die Mutter schon ganz ängstlich; „ich möchte auch nur wissen, wo Du jetzt immer so lange bleibst.“

Ottilie erwiderte nichts, legte im Korridor Hut und Mantel ab, band eine Schürze um, auch das verlangte der Vater, und eilte zu Tische.

Herr Bohuemann saß mit sehr zufriedener Miene vor seinem Teller Brühsuppe; ein großer, tiefer Teller, fast ein Napf. Er liebte die bürgerliche Hausmannskost; auch von seinen Speisen ging er nicht ab, weder Sommer noch Winter.

„Na, wo warst Du denn wieder?“ fragte er leicht hin; aber er wartete kaum auf ihre Antwort, um ihr die Neuigkeit des Tages zu erzählen.

Grethe war hier gewesen, Ottiliens älteste Schwester; sie war an einen Glasermeister verheirathet, und ihr Mann hatte soeben eine große Lieferung bekommen für einen mächtigen Neubau. Sehr befriedigt rechnete der Vater auf Heller und Pfennig den großen Gewinn nach, der dem jungen Hausstande aus diesem Geschäft erwachsen konnte. Ja, der Georg — der Vorname des Glasermeisters — war ein tüchtiger Geschäftsmann; die Leute kamen vorwärts, und vorwärts muß man kommen! Wie hatte man, als er die Grethe dem Georg gab, ihm abgeredet. „Nur ein Glasermeister,“ meinte selbst die Mutter, der Schwiegerjohn war selbst ihr zu gering. Aber das Geschäft ist ganz gleich, wenn man nur tüchtig ist, wenn man nur Geld verdient. Der Mann der Hedwig — das war die zweite Tochter — ein Schnittwaarenhändler, ist bei Weitem nicht so betriebsam, aber der Schwiegervater würde ihn

schon noch in das richtige Geleise bringen! Ja, und die Tille — das war der Rosenname, den er Ottilie beilegte — mußte ihm auch einmal einen recht braven, fleißigen Schwiegersohn in's Haus bringen.

Ottilie lächelte mit blassen Lippen; aber die Eltern, die nichts weniger als scharfe Beobachter waren, bemerkten ihren Kummer nicht. Mit Mühe verschluckte das junge Mädchen die Thränen. Konnte sie ihrem Vater die Wahrheit gestehen, ihn für Edgar einnehmen, der in gar nichts tüchtig war, als in allerlei Sportsachen, in der Kenntniß guter Weine und der erschöpfenden Erfahrungen am Spieltische und bei anderen vornehmen Vergnügungen? Es war ganz unmöglich, ihrem Vater von Edgar zu sprechen, bevor dieser nicht seine Anstellung in der Tasje hatte.

„Na, warum ist Du denn nicht?“ rief jetzt der Vater unwillig. Er selbst brachte zu den derben Speisen, die auf den Tisch kamen, stets denselben unverbüßlichen Appetit mit, und er ärgerte sich, wenn es den Anderen nicht ebenso schmeckte, wie ihm.

Und Ottilie mußte sich alle Mühe geben, die dicken Erbsen mit Sauerkohl tapfer herunterzuwürgen.

Sie fühlte sich erleichtert, wie von einer Tortur befreit, als der Vater vom Tische aufstand. Kein Zweifel, sie mußte abwarten, bis Edgar selbst an das Ziel seiner Bestrebungen kam, sonst war vielleicht Alles verloren. Also warten — warten!

Indessen verging Tag um Tag, Edgar erschien nicht, nicht die mindeste Kunde von ihm gelangte zu ihr. Das verwöhnte, in den sorglosten Verhältnissen großgewordene Mädchen erduldete Höllequalen. Was konnte geschehen sein, was verhinderte Edgar, ihr auch nur ein beruhigendes Wort zu geben, ein Wort der Liebe, des Trostes?

Gewiß, er liebte sie nicht, wie sie ihn liebte! Gab es denn ernste Schwierigkeiten, die sich ihrer Verbindung entgegenstellten? Hatte er die Lust, den Muth verloren, weiter zu kämpfen? Gewiß, aus irgend einem Grunde war es nichts mit der Anstellung! Er warf die Flinte in's Korn, wollte lieber müßig von heute auf morgen, meinetwegen in Schulden weiter leben, als sich große Mühe geben, einen Hausstand zu begründen, der ihn jedenfalls mit unbekannten Sorgen belastete.

Und sie mußte das ruhig geschehen lassen; denn ihr jungfräulicher Stolz verbot ihr, ihn zu fragen, ihn zu ermuntern. Kämpfen und sorgen hatte sie bisher nur aus Romanen gekannt; nun empfand sie zum ersten Male, wie derlei sich in der Wirklichkeit ausnimmt, wo die Helden keineswegs so tapfer, so tadellos, so unentwegt ihren Siegespfad beschreiten, als wie das in Ottilies Lieblingsromanen zu geschehen pflegte.

Und endlich, endlich ein Brief von ihm — ein ganz kleines, elegantes, parfümirtes Billet, wie ihr die bestochene Portiersfrau deren schon öfter in die Hände gespielt hatte.

„Meine süße Ottilie!“ schrieb er. „Ich habe schauderhaftes Pech gehabt; Du erräthst, ich habe mich mit meinem Onkel überworfen — auf irreparable Weise, wenigstens vorläufig. Die Kaffirerstelle ist bereits anderweitig vergeben; ich konnte für den Augenblick nichts machen. Wir müssen auf eine bessere Zukunft hoffen. Aber weine Dir ja nicht Deine schönen Augen roth, es wird sich schon etwas Anderes für mich finden. Der liebe Himmel hat es immer gut gemeint mit den Niedbergs. Es gibt noch manche Chance für mich, die Du selbst gar nicht abschätzen kannst; also Muth, mein geliebtes Mädchen! Und grolle mir nicht, sondern glaube mir, daß es diesmal nicht meine Schuld war. Wann, meine geliebte

Ottilie, darf ich Dich wiedersehen? Befiehl und ich stehe Dir zur Verfügung. Wie immer Dein Edgar.“

Ottilie war in Verzweiflung. Nicht nur, daß alle schönen Hoffnungen zertrümmert waren, nicht nur, daß Edgar, wenn wirklich mit seinem Onkel überworfen, so gut wie gar keine Aussicht mehr hatte, sondern der Ton, den er anschlug, verletzte sie auch auf's Tiefste. Ja, beim Tanze und bei einer blumengeschmückten Festtafel hatte sie dieser „schneidige“ Ton bezaubert; jetzt, in so ernster Stunde, empörte er sie geradezu. Edgar wollte ihr nicht die Wahrheit sagen, wollte ihr nicht vertrauen, das war sonnenklar; so veruchte er es denn, sie mit leerem Wortgetändel hinzutäuschen, zu beschwichtigen, wie man die Thränen eines Kindes mit Bonbons und Schmeichelworten stillt. Er verstand sie nicht, er begriff nicht, wie sehr sie ihn liebte. Er wollte das Spiel nur so weiter treiben, seine überzahlreichen, müßigen Stunden durch kleine Artigkeiten, durch heimliche Zusammenkünfte ausfüllen, ohne den ernstlichen Voratz, Ottilie wirklich zu seinem Weibe zu machen. Nein — dazu fühlte sie sich zu gut; dann mochte es lieber ganz zu Ende sein mit dem schönen Liebestraum.

Drei ernste, ja bittere Abschiedsbriefe richtete sie an ihn, ohne sie aber abzusenden. Es wurde ihr denn doch gar zu schwer, ihn aufzugeben. (Fortsetzung folgt.)

Die Begründer des Zollvereins.

(Mit Bild auf Seite 329.)

Vor der Errichtung des neuen deutschen Reiches bildete der deutsche Zoll- und Handelsverein das werthvollste Band der deutschen Staaten. Ihn seiner Zeit trotz aller Schwierigkeiten zu Stande gebracht zu haben, bleibt ein unvergängliches Verdienst der damaligen preussischen Regierung und einiger ihrer hervorragenden Staatsmänner und Beamten, die unsere Leser auf dem Bilde S. 329 vereinigt finden. In der Mitte steht der treffliche Generalfinanzdirektor und spätere Finanzminister R. G. v. Maaben, links neben ihm der Finanzminister W. A. v. Kiewitz, dessen Nachfolger Hr. Chr. v. Moltke, neben Maaben sitzend, ein Protokoll zu führen scheint. Seitwärts vor dem Tische endlich sitzt Geheimrath J. A. F. v. Eichhorn, der spätere Kultusminister, der damals noch im auswärtigen Amt beschäftigt war. Der erste entscheidende Schritt geschah hauptsächlich auf Betreiben dieser Männer durch den am 14. Februar 1828 geschlossenen Vertrag zwischen Preußen und Hessen-Darmstadt; 1833 wurde mit Bayern, Württemberg, Sachsen, den thüringischen Staaten und Hessen der deutsche Zollverein begründet, dem 1836 auch Baden, Nassau und Frankfurt beitraten, während Hannover und die nordwestdeutschen Kleinstaaten erst nach Jahren folgten.

Der Wettersignalmast bei Cuxhaven.

(Mit Bild auf Seite 332.)

Am Eingange des Hafens von Cuxhaven erhebt sich der Wettersignalmast (siehe das Bild auf S. 332), der den ein- und auslaufenden Schiffen die Richtung des Windes und dessen Stärke bei Helgoland und Vorkum angibt. Die Nachrichten darüber werden täglich Morgens um 8 Uhr und Nachmittags gegen 1 1/2 Uhr telegraphisch nach Cuxhaven übermittelt. Der Wettersignalmast ist eine eiserne Säule mit sechs beweglichen Armen, die quergestellt die Windstärke bei Helgoland und Vorkum nach der Beaufort-Skala angeben. Letztere hat nun aber zwölf verschiedene Grade, weshalb die quergestellten Flügel immer mit 2 multipliziert werden müssen, so daß z. B. zwei quergestellte Flügel eine Windstärke von 4 Grad bedeuten u. s. w. Unter den Flügeln sind ferner auf jeder Seite der Säule zwei eiserne Ringe mit großen Zeigern angebracht, deren Stellung, wie auf der Windrose, die Windrichtung anzeigen. Der linke Ring (vom Lande aus gesehen) bezeichnet Vorkum, der rechte Helgoland, was auch durch die betreffenden Anfangsbuchstaben kenntlich gemacht ist. Die Flügel und

Zeiger des Cuxhavener Wettersignalmastes können bis auf etwa 2500 Meter Entfernung mit bloßem Auge gesehen werden.

Adam und Eva.

(Mit Bild auf Seite 333.)

Wie einst der Aeltervater Adam vor der Eva, die ihm rath, den verhängnißvollen Apfelbiss zu wagen, so steht Weinwebers Fritze verlegen und zögernd vor dem pausbäckigen Knechten, das den Spielfkameraden mit in den Garten der wohlhabenden Eltern genommen und ihm hier einen schönen Apfel vom Baum geschüttelt hat. In Erinnerung an die bekannte Paradiescene hat deswegen H. Salentin sein Genrebild, von dem wir auf S. 333 eine Nachbildung bringen, „Adam und Eva“ genannt. Wir sehen den Knaben in einer Haltung, die zögernde Furcht und Begehrlichkeit zugleich ausdrückt. Indessen wird es dem freundlichen Zureden Knechters wohl gelingen, den Spielfkameraden zu überzeugen, daß es bei reichen Bauersleuten nicht auf ein paar Äpfel ankommt und daß sie Erlaubniß hat, nach Herzenslust von den Früchten des Obigartens zu schmausen.

Die Verfälschungen von Kaffee und Thee.

Ein Kapitel für die Hausfrauen.

Von A. Klepper.

(Nachdruck verboten.)

Keine Hausfrau dürfte es in der kultivirten Welt geben, die nicht ein reges Interesse für die beiden eigenartigen Getränke Kaffee und Thee empfindet, welche selbst in dem ärmlichsten Haushalte täglich genossen werden. Kaffee, und sei es auch nur in der Form des Surrogates, bildet in der ganzen Welt eigentlich nicht mehr ein Genuß-, sondern ein Nahrungsmittel, und in einzelnen armen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes bildet Surrogatkaffee zusammen mit Kartoffeln die Hauptnahrung von Tausenden von Menschen. Es mag hier gleich in der Einleitung erwähnt werden, daß man unter Surrogatkaffee Mischungen versteht, welche den Geschmack, vielleicht auch den Geruch, auch die Farbe des Kaffees haben, denen indeß die eigentlichen guten Eigenschaften des Kaffees fehlen, und wir werden später Gelegenheit finden, zu betrachten, wie selbst mit diesen Surrogaten eine großartige Verfälschung betrieben wird.

Daß Kaffee und Thee verfälscht werden, ist bei dem großartigen Verbrauch leicht begreiflich; die kultivirte Welt gibt jährlich viele Milliarden für Kaffee und Thee aus, es ist daher nur natürlich, daß sich auch der Schwindel dieses Gebietes bemächtigte, und wahrhaft bewundernswürdig sind die Leistungen, welche die Fälscher hier zu Stande bringen. Selbst erfahrene Hausfrauen dürften im Nachfolgenden Dinge erfahren, die ihnen gänzlich unbekannt sind und die sie vielleicht zu einigem Kopfschütteln veranlassen. Unsere Angaben sind indeß durchaus unanfechtbare, beruhen auf den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschungen, und wenn manche der Fälschungen unglaublich erscheinen, so kommen sie doch vor, wenn auch nicht immer und an allen Orten.

Betrachten wir zuerst den Kaffee, und zwar in Bezug auf seine Qualität. Wie jede erfahrene Hausfrau weiß, gibt es besseren und schlechteren Kaffee, und der Unterschied drückt sich ja schon in den Preisverhältnissen aus. Immerhin ist aber der Preis selbst kein Maßstab für die Beurtheilung der Güte des Kaffees. Diese Beurtheilung ist sogar sehr schwer, und eine Autorität, der Professor Vogel in Wien, erklärt:

„Die Beurtheilung der Güte des Kaffees ist keine leichte Sache. Einen guten Anhaltspunkt gewährt allerdings in erster Linie seine Herkunft, indessen liefern die meisten Kulturländer verschiedene Sorten, welche nach dem

Boden, den Jahrgängen, der Behandlung, Aufbewahrung und anderen Umständen von oft sehr verschiedener Qualität sind. Der werthvollste und an Aroma reichste Kaffee wird auf magerem Boden von höher gelegenen Standorten erzielt, während tief liegende, zu feuchte Standorte ein aromaarmes Produkt von rohem Geschmack liefern."

Die Güte des Kaffees hängt ferner davon ab, ob derselbe zur richtigen Zeit geerntet worden ist, ob die Witterungsverhältnisse in der Zeit, als er wuchs und reifte, günstige waren; und je nach den Umständen liefern die Kaffeebäume, ebenso wie die Weinstöcke, ganz verschiedene Früchte und also ganz verschiedene „Jahrgänge“.

Man nimmt an, daß alle Sorten mit gleich großen, lichten, gleichfarbigen Bohnen als gute anzusehen sind. Umgekehrt ist aber eine kleine Bohne noch lange nicht das Zeichen eines schlechten Kaffees, im Gegentheil, der beste Kaffee der Welt, der Mokka-Kaffee, ist sehr kleinbohlig und nicht besonders gleichförmig. Zur

Beruhigung für alle Hausfrauen aber mag erwähnt werden, daß echter Mokka-Kaffee überhaupt kaum nach Europa kommt. Er gelangt im Handel meistens nur bis Konstantinopel, und nur minderwertige Sorten echten Mokka-Kaffees kommen über Konstantinopel hinaus nach Europa. Das, was allgemein in Europa als Mokka-Kaffee getrunken und theuer bezahlt wird, ist kleinbohli-ger Java- oder Ceylon-Kaffee.

Bei der Ernte des Kaffees also schon sind bei den verschiedenen Sorten verschiedene Resultate in Bezug auf Farbe, Größe und Form der Bohnen möglich. So gilt z. B. für eine besonders feine Sorte der

Perl-Kaffee, und viele Hausfrauen glauben vielleicht, daß dies eine besondere Kaffeeart sei, die in einem besonderen Landstrich wachse. Das ist ein Irrthum. Perl-Kaffee entsteht eigentlich durch ein Zurückbleiben im Wachsthum innerhalb der Kaffeefrucht. Die Kaffeefrucht ist nämlich eine kirchenähnliche und trägt einen Kern, der in zwei Theile zerfällt, von denen jeder einzelne uns als Kaffeebohne bekannt ist. Dieser Doppelkern befindet sich innerhalb der kirchenähnlichen Frucht in eine Samenhaut eingeschlossen und ist von einer fleischartigen Fruchthülle umgeben. Wenn nun die eine der Bohnen sich nicht genügend entwickelt oder vollständig in der Entwicklung zurückbleibt, so hat die andere Bohne, die sonst die Hälfte des Kerns bildet, Gelegen-

heit, sich mehr auszudehnen und nimmt an Stelle ihrer halbrunden eine cylindrische Form an. Dieser Form nun hat man den Namen Perl-Kaffee gegeben; Perl-Kaffee kommt also bei allen Arten von Kaffee vor, man findet ihn ebenso in Indien wie in Afrika oder Amerika.

Betrachten wir aber nur einen Augenblick lang, in welcher Weise die Kaffeebohne aus der Fleischhülle der Kaffeefrucht herausgebracht wird, um zu erfahren, daß schon an Ort und

behältern sich sondern, in welchen durch beständiges Umrühren die kleineren Sorten nach oben gebracht werden, die man abschöpft, um sie besonders zu behandeln und später zu verpacken. Die jetzt noch in der Samenhülle eingeschlossenen Doppelkerne werden nun an der Sonne getrocknet und dann in besonderen Maschinen enthüllt. Die so gewonnenen Bohnen bringt man in Ventilatoren, um sie von allem Staub zu befreien, dann aber in eiserne Cy-

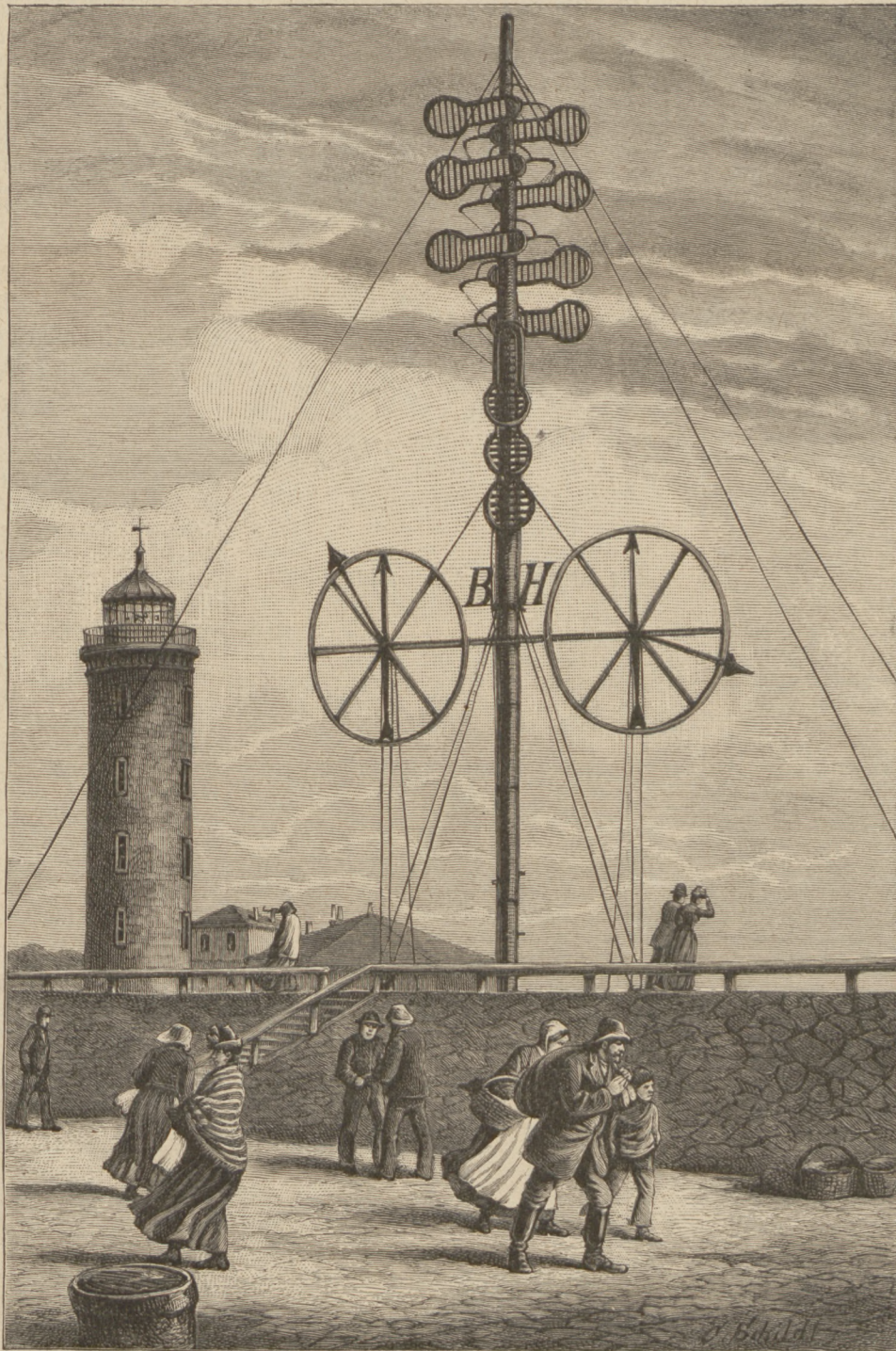
linder, welche mit Dampf warm gemacht und beständig in Drehung gehalten werden. In diesen Cylindern scheuern sich die Bohnen sowohl untereinander, als an den eisernen Wänden ab und erhalten einen Glanz, der ihnen einen höheren Werth auf dem Markte verleiht. In Brasilien schon wirft man nun zwischen die Kaffeebohnen, die sich in den Cylindern befinden, Graphit oder gepulverte Kohle, um ihnen so einen noch dunkleren Glanz zu verleihen.

Schon dieser künstliche Glanz kann als eine Art von Verfälschung angesehen werden, er ist indeß immerhin eine sehr unschuldige, und künstliche Färbung von Kaffee muß man im Großhandel gezwungenerweise vornehmen, da im Publikum ganz eigenartige Ansichten darüber herrschen, wie ein guter Kaffee aussehen muß.

So liebt man z. B. in Holland die gelblichen Kaffeebohnen, und die holländischen Händler sind daher gezwungen, die grünen Kaffeebohnen mit Ocker zu behandeln. In Westfalen und zum Theil auch in Norddeutschland liebt man wieder die blauen Kaffeebohnen (natürlich ist immer nur von ungebrautem Kaffee die Rede), und die Händler sehen sich infolge dessen genöthigt, die Bohnen, die nicht bläulich sind, mit gepulvertem Eisen in Cylindern so lange durcheinander zu rühren und zu scheuern, bis die begehrte Färbung eintritt.

Ogleich, wie bereits erwähnt, diese Art der Färbung nicht zu billigen ist, so handelt es sich doch

in den hier angeführten Fällen gewissermaßen nur um „Schönheitsfehler“ des Kaffees. Viel verwerflicher aber ist die Art der Färbung, welche die Kaufleute eintreten lassen, sobald es sich um Kaffee handelt, welcher durch zu langes Lagern oder durch Schiffsunfälle verdorben ist. Kommt nämlich der Kaffee mit Seewasser in Berührung, so verliert er viel von seinem Aroma und seinem allgemeinen Werth; er wird grau und oft schimmelig. Wenn Kaffee aber, wie das vorkommt, in den Speichern der Großkaufleute jahrelang lagert,



Wetterfahnenmast bei Cuxhaven. (S. 331)

Stelle in der Heimath des Kaffees eine Verfälschung mit ihm vorgenommen wird. Das Löschen der Samenhülle geschieht auf verschiedene Art. Man zerquetscht die Beeren so, daß der Kern nicht beschädigt wird, wirft dann die ganze Masse in's Wasser und veranlaßt die leichten Kaffeebohnenkerne durch Umrühren, sich an der Oberfläche zu sammeln. In Brasilien, dem Hauptproduktionslande des Kaffees, läßt man die von dem Fruchtfleische befreiten und in der Samenhülle eingeschlossenen Kaffeebohnen erst in Wasser-



Adam und Eva. Nach einem Gemälde von H. Salentin. (S. 331)

so verliert er ebenfalls sehr viel an Geruch und Geschmack, denn das, was dem Kaffee diese verleiht, sind flüchtige Oele, die durch das lange Lagern verloren gehen. Auch hat solcher Kaffee ein bläuliches, graues Aussehen. Die Fälscher wissen sich aber zu helfen, indem sie den Kaffee mit Berliner Blau, mit Indigo, mit Chromgelb oder Kupfervitriol färben. Diese Färbung ist aber eine um so verwerflichere, als Chromgelb und auch Kupfervitriol giftig sind und durch den Genuß solchen Kaffees Krankheiten entstehen können.

Der Kleinhändler, von dem die Hausfrau den Kaffee bezieht, wird fast ausnahmslos unschuldig an diesen Verfälschungen sein, dieselben werden vielmehr in den Lagern der Großhändler vorgenommen, und der kleine Händler wird mit diesen verfälschten Waaren ebenso betrogen, wie er meist, ohne es zu wissen, das Publikum wieder betrügt.

Diese Art der Kaffeeverfälschung ist aber noch verhältnißmäßig geringfügig gegenüber der Unverschämtheit, die darin besteht, daß Schwindler Kaffeebohnen aus gerösteten und gemahlenden Eicheln oder aus Getreidemehl pressen und dieselben unter den echten Kaffee mischen. Man glaubt allgemein, daß diese Art von künstlichen Kaffeebohnen nur in Amerika verfertigt und in den Handel gebracht werde, es ist dies aber ein großer Irrthum. Wie polizeilich nachgewiesen ist, hat es in Wien und Prag jahrelang Fabriken solchen Kunstkaffees gegeben, welcher an Kaufleute auf dem Lande zu billigen Preisen verkauft wurde.

Die bis jetzt angeführten Verfälschungen bezogen sich nur auf ungebrannte Bohnen. Wer gebrannte Bohnen kauft, ist aber noch weiteren Verfälschungen ausgesetzt. Jede Hausfrau weiß, daß ein Zusatz von Zucker den gebrannten Bohnen einen eigenthümlichen Glanz verleiht, und dieser Glanz wird in den Kaffeebrennereien oft künstlich durch Zusatz von Syrupresten und anderen Süßigkeiten hergestellt. Es werden zusammen mit dem Kaffee Brodrinden und Rüben gebrannt, welche beim Brennen ein ähnliches Aroma wie der Kaffee entwickeln. Endlich wird minderwerthigem Kaffee, der alles Aroma verloren hat, durch den Zusatz von ätherischen Oelen und Essenzen während des Brennens ein ganz auffallendes Aroma gegeben, das natürlich nur kurze Zeit währt und sich beim Kochen dem Wasser nicht mittheilt.

Der größte Schwindel aber wird dort verübt, wo die Bevölkerung sich gewöhnt hat, bereits gemahlenden Kaffee zu kaufen. In England thun dies die meisten Klassen, und dort hat sich daher eine Kaffeeschwindelindustrie gebildet, welche ganz Ungeheuerliches leistet. So ist es z. B. der Polizei sehr genau bekannt, daß es in London eine ganze Kunst von „Leberköstern“ gibt, d. h. von Leuten, welche Lebern von Ochsen, Kühen und Pferden aufkaufen, dieselben in Stücke schneiden, in Trommeln vorsichtig rösten und endlich zu Pulver brennen, um dieses geröstete Leberpulver an Kleinhändler abzugeben, die es dem Kaffee beimischen. Auch Zwieback und Brod, die mit Kaffee zusammen geröstet sind, nehmen einige ölige Bestandtheile des Kaffees in sich auf. Man pulverisirt sie in England und auch wohl in Deutschland und mischt sie dem Kaffee bei. Eines der häufigsten Verfälschungsmittel ist auch der Kaffeesatz, der schon einmal zum Kaffee verwendet worden ist, und den man noch einmal brennt und künstlich auffrischt, um ihn dem gemahlenden Kaffee wieder beizumischen.

In den gemahlenden Kaffee werden außerdem hineingebracht: gebrannte und gemahlene Dattelfrüchte, Runkel- und Mohrrüben, gebrannte und gepulverte Getreidekörner, Feigen, Weintraubenkerne, Kerbelsamen, Lupinensamen, Erdmandeln, Hagebutten u. s. w.

Selbst die Cichorie, das bekannte Ersatzmittel von Kaffee, welches ja in ganz Deutschland selbst als Zusatz zu wirklichem Kaffee beliebt ist, weil der Cichorienkaffee der Abkochung eine schöne Farbe verleiht, wird gefälscht, und Cichorienkaffee, den man nicht aus bekannten Fabriken kauft, ist mit Runkelrüben, Weintraubenkernen, ja sogar mit Braunkohle, Torf und gemahlener Baumrinde verfälscht.

Die Cichorienwurzel, aus welcher der Cichorienkaffee gemacht wird, hat eine kolossale landwirthschaftliche Bedeutung gewonnen, seitdem Hunderttausende von Menschen den Cichorienkaffee an Stelle des echten Kaffees trinken. Die Hauptkultur der Cichorie befindet sich in Braunschweig, bei Magdeburg, in Hannover, in Schlesien, in Baden und Württemberg. Aber selbst in Arabien hat man ein Kaffee-surrogat, welches allerdings auch in den Handel gebracht wird und vor welchem die Hausfrauen gewarnt sein mögen. Dasselbe kommt nämlich hin und wieder unter dem Namen Saffee oder „Sultankaffee“ in Pulverform auch nach Deutschland in den Handel und wird als etwas außerordentlich Gutes angepriesen, während dieser Sultankaffee, den die Araber Kijcher nennen, lediglich aus Frucht- und Samenhüllen gewonnen wird, welche die Kaffeebohne umgeben.

Ähnliche Verfälschungen, wie mit dem Kaffee, werden auch mit dem Thee vorgenommen, und fast genau, wie beim Kaffee, handelt es sich um das Färben, um den Zusatz von fremden Stoffen, um minderwerthige Sorten zu verbessern und die Gewichtsmenge zu erhöhen.

Beim Thee sind zwei Arten von Verfälschungen besonders zu unterscheiden, solche, die am Produktionsorte selbst stattfinden, und solche, die erst in Europa von den Theehändlern vorgenommen werden. Zu Ehren unserer Händler kann gesagt werden, daß die Hauptfälschungen in China und Indien selbst stattfinden, und daß man sich in Europa eigentlich darauf beschränkt, minderwerthige Theesorten unter dem Namen besserer Sorten in den Handel zu bringen.

Der Chinese gehört zu den geriebensten Geschäftsleuten, die es gibt, und so kann man sich denn nicht wundern, daß schon seit Jahrhunderten die Chinesen die ganze Welt, die von ihnen Thee beziehen muß, mit gefälschter oder minderwerthiger Waare beglücken.

Die Theeblätter wachsen bekanntlich an gewissen in China heimischen Sträuchern, und ihre Güte richtet sich nach der Jahreszeit, in der das Pflücken geschieht, sodann darnach, ob man junge oder alte Blätter nimmt, ob die Theesträucher in der Ebene oder auf Anhöhen wachsen, endlich nach der Behandlung, welche die Blätter erfahren. Die Theeblätter werden nicht an der Luft, sondern auf heißen Blechen getrocknet, und schon hierbei setzt ihnen der Chinese fremde Stoffe zu; insbesondere wird Ochsenblut verwendet, durch welches die Theeblätter eine dunklere Färbung erhalten. Bei diesem Trocknen muß man sehr genau acht geben, daß sich die Blätter gleichmäßig zusammenvollen, da die Güte der verschiedenen Sorten des Thees vor Allem nach der Gleichmäßigkeit der einzelnen Blätter beurtheilt wird.

Die Leserin erschrecke nun aber nicht, wenn sie erfährt, daß die Chinesen von fast zwei Dritteln alles Thees, den sie nach Europa in den Handel bringen, den ersten Aufguß schon selbst getrunken haben, und man kann ohne Weiteres annehmen, daß aller Thee, der in China zur Bereitung von Aufguß verwendet worden ist, noch einmal getrocknet und geröstet wird, um dann erst nach Europa verkauft zu werden. Ob diese Art der Verfälschung etwas Schlimmes ist, wenn es nur sonst dabei rein-

lich zugeht, dürfte streitig sein. In vielen Familien, sowohl in England als in Deutschland, gießt man überhaupt den ersten Aufguß von den Theeblättern fort, weil derselbe zu viel Gerbsäure enthält, und manche Theeverehrer behaupten, erst der zweite Aufguß liefere ein gutes Getränk. Es kann dies wahr sein, jedenfalls aber haben auch diejenigen Theekenner nicht Unrecht, welche behaupten, daß durch den ersten Aufguß die besten aromatischen Theile des Thees fortgenommen werden, so daß für den zweiten Aufguß nicht mehr viel übrig bleibt.

Die Chinesen begnügen sich aber nicht damit, uns bereits abgekochten Thee zu verkaufen, sie versuchen es auch, das Gewicht des Thees dadurch zu erhöhen, daß sie ihn mit Stärtekleister oder dünner Gummilösung besetzen und mit gepulvertem Graphit, ja selbst mit pulverisirtem Eisen oder Blei, mit Porzellanerde oder Kreide bestreuen.

Die Fälschung der Theeblätter durch Färben wird in China ebenfalls schon seit Jahrhunderten geübt, allerdings nur bei grünem Thee, während der schwarze gewöhnlich unbehandelt bleibt. Zum Färben wird auch beim Thee Indigo, Berliner Blau, Campechesholz, Graphit, Gyps, der giftige Grünspan und das ebenfalls giftige chromsaure Blei verwendet.

Um zu sehen, ob Thee künstlich gefärbt ist, genügt es, den Finger anzuseuchen und in den Thee zu drücken, so daß einige Blättchen daran kleben bleiben; wenn man dann den Finger mit den Theeblättchen auf einem Stück weißen Papiers hin und her reibt, so wird der Thee Spuren von der Farbe auf dem Papier zurücklassen. Wird das Papier nur etwas beschmutzt, so braucht der Thee noch nicht gefärbt zu sein; es kann sich dann um minderwerthige Sorten handeln, die vielleicht schlecht verwahrt worden sind oder denen man Theestaub zur Gewichtserhöhung beigemischt hat. Färbt der Thee aber so ab, daß Spuren von grüner, gelber oder blauer Farbe auf dem Papier sich zeigen, dann ist er jedenfalls gefärbt, ja sogar gesundheitsgefährlich.

Als der feinste Thee gilt der Pekto, welcher aus den zartesten Blättern gewonnen wird und den man sorgfältig ausliest. Eine geringere Sorte ist der Souchong, bei dem die Chinesen auch Stiele, große und grobe Blätter verwenden, und schon in China selbst werden diese beiden bekannten Sorten des schwarzen Thees so durcheinander gemischt, daß nur ein sehr geübtes Auge es entdecken kann. Unter dem Mikroskop allerdings erkennt man die Fälschung, und hier zeigt es sich, ob man guten Thee oder eine Sorte vor sich hat, welchen die Chinesen selbst den „Lügenthee“ oder Maloo nennen, dem sie Abfälle, Theestaub, Stiele, Reisstärke u. s. w. zusetzen.

So pflegt der Chinese den Thee zu „behandeln“. In Europa ist der Haupttheemarkt zunächst London; dieses macht ein Theegeschäft, welches dem Lande jährlich Millionen einbringt. In London kommen deshalb auch die meisten Schwindeleien vor, die in Europa mit Thee verübt werden, und sehr beliebt ist hier die Zusetzung von fremden Blättern, die man durch geschickte Manipulationen so zu dörren und zu rösten versteht, daß sie chinesischen Theeblättern ähnlich sehen. Von solchem Kunstthee sollen im Jahre 1892 allein zwölf Millionen Pfund in London fabrizirt worden sein, und kaum gibt es in Europa eine Pflanze oder einen Baum, dessen Blätter nicht die Fälscher zur Theenachahmung zu verwenden wissen. Ahorn, Platanen, Eichen, Kirschen, Datteln, Weiden, Eschen, Schlehdorn, Hollunder, Erdbeeren, Rosen, Heidelbeeren und noch eine ganze Anzahl anderer Pflanzen müssen ihre Blätter hergeben, um den künstlichen Thee herzustellen, den man mit wirklichem Thee ver-

mischt. Nur durch umständliche Manipulationen kann diese Verfälschung, die, wie bereits erwähnt, von London aus in großartigem Maßstabe betrieben wird, entdeckt werden.

Vielleicht aber kann man sich damit trösten, daß wir Europäer eigentlich nur für eine Eingebildung den Chinesen jährlich Millionen zahlen, indem wir in Europa eine ganze Anzahl von Blättern haben, welche ganz guten Theeaufguß, vollständig ähnlich dem chinesischen Thee, geben, wenn wir sie nur richtig behandeln und achten wollten. Insbesondere sollen die Blätter der Erdbeere und der Brombeere sich vortrefflich zu Theeaufgüssen eignen, und vielleicht bringen uns die Theeverfälschungen noch dazu, daß wir diesen Pflanzen und ihren Blättern mehr Aufmerksamkeit schenken und uns vielleicht in späteren Jahrzehnten die Millionen sparen, die wir für gefälschten und minderwertigen Thee an die Chinesen und Engländer zu zahlen gewöhnt sind.

Mutter und Sohn.

Nach Thatsachen erzählt von F. L.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1832 wurde Segeb Mohelem nach dem Tode seines Vaters Khan des Karakalpakentammes in der großen Tatarei. Dies tapfere und gewerbsleißige Volk huldigt, ungleich anderen Tatarentämmen, nicht mehr ganz und gar den nomadischen Gewohnheiten, sondern hat zum Theil sich sesshaft gemacht in Städten und Dörfern. Als Anhänger der Lehre Mohammed's befolgten sie die Gebote des Koran, wenn auch etwas abweichend von der Weise anderer Muselmänner, und sie hatten sich eine geordnete bürgerliche, auf strengen Gesetzen beruhende Verfassung geschaffen.

Der junge Khan trat eines Tages, da er durstig war, in die Hütte eines seiner ärmsten Unterthanen und forderte einen Becher Wasser zur Erquickung. Das kühle Labfal wurde ihm kredenz von Naharin, der Tochter des armen Tataren. Als Segeb Mohelem dies reizende Mädchen sah, mußte er sich gestehen, daß sie die Schönste aller Schönen sei. Er verliebte sich sofort leidenschaftlich in sie, forderte und erhielt sie zur Gemahlin, und machte sie zu seiner Favoritsultana, sehr zum Verdruß seiner Mutter Anunda und der drei oder vier Frauen, die er schon geheirathet und in seinem Harem hatte, und die, weil Alle von vornehmer Herkunft, gleich von Anfang an die schöne bevorzugte Naharin bitterlich haßten.

In der Stadt Jsim, seiner Residenz, schenkte der Khan seiner Angebeteten ein prächtiges, reich ausgestattetes Haus mit großem Garten und gab ihr Sklaven und Sklavinnen zur Bedienung. Auch ihr Vater und ihre Brüder kamen nach Jsim an den Hof Segeb Mohelem's und wurden mit Geld, Gütern und Würden überhäuft. Da sie, wie meistens die Emporkömmlinge, dies ungeahnte Glück, den plötzlichen Uebergang aus dem tiefsten Dunkel in den hellsten Glanz, nicht mit gehöriger Bescheidenheit zu ertragen vermochten, sondern sich anmaßend, hochmüthig und verschwenderisch zeigten, so machten sie sich bald allgemein gründlich verhaßt, ganz besonders aber bei den sogenannten „Koskins“, den Vornehmen unter den Karakalpakten.

Das Liebesglück Naharin's und Segeb Mohelem's hatte etwa ein Jahr gedauert, da mußte der Khan eine Reise unternehmen, die ihn eine ganze Woche fernhielt. Als er zurückkam, erhielt er die Meldung, daß in der letzten Nacht der Palast der Sultana Naharin abgebrannt, und sie selbst in den Flammen umgekommen sei.

Segeb Mohelem stieß einen Schmerzensschrei aus — hatte er doch verloren, was ihm

auf Erden das Liebste war. Dann ritt er eilends nach der Brandstätte. Die Dienerschaft der Sultana, die Sklaven und Sklavinnen, welche sich gerettet, wußten angeblich nichts Bestimmtes über das Schicksal ihrer Herrin auszusagen. Der Khan befahl darauf, man solle die Trümmer des verbrannten Hauses sorgfältig durchsuchen und bei Seite schaffen. Da erblickte er denn nach einer Weile den halbverkohnten Leichnam des geliebten Weibes — und zwar ohne Kopf! Das schöne Haupt mit den langen rabenschwarzen Locken wurde etwas später gefunden; es lag an anderer Stelle. Augenscheinlich war es mit scharfem Yatagan vom Rumpfe getrennt worden. Hier lag also kein zufälliges Unglück, sondern ein furchtbares Verbrechen vor. Naharin war schändlich ermordet worden, und um die Mordthat womöglich zu verheimlichen, hatte man das Haus angezündet, damit es den Anschein gewinne, als wäre sie ein Opfer der Flammen geworden.

Der Khan kniete nieder, küßte den bleichen Kopf der unglücklichen Naharin und schwur einen feierlichen Eid, daß er die Mörder finden und fürchterlich bestrafen lassen wolle. Nicht ruhen und rasten wolle er, bis der Gerechtigkeit und Rache Genüge geschehen sei.

Lange dauerte es auch nicht, so verhaftete man als der That verdächtig drei junge Leute, Brüder, aus angesehenen Familie, die zu den „Koskins“ gehörten. Sie wurden vor einen Gerichtshof geführt, der aus siebenundzwanzig alten erfahrenen Männern bestand, leugneten aber im Verhör hartnäckig jede Schuld. Hauptzeugin gegen sie war ein kleines zehnjähriges Mädchen, Namens Nadira Kabezus, welches zufällig gehört haben wollte, wie eines Abends in dem Garten der Angeklagten eine vornehme, verschleierte Frau unter dem Anerbieten reicher Belohnung die drei Brüder dazu aufgefordert und ermuntert habe, die Sultana Naharin zu ermorden. Darüber machte die Kleine die bestimmteste Aussage.

Da fragte der Khan das Mädchen: „Würdest Du die Frau wieder erkennen, wenn Du sie siehst?“

„Ich würde sie nicht erkennen, wenn ich sie sehe, denn sie war tief verschleiert und es war auch sehr dunkel,“ versetzte Nadira. „Aber wenn ich ihre Stimme nochmals höre, so würde ich sie sogleich wieder erkennen.“

Der Khan dachte eine Weile nach. Dann berieth er sich leise mit dem Vorsitzenden des Gerichtshofes. Es wurde für den folgenden Tag eine neue Sitzung anberaumt.

In dieser sollten sämtliche Frauen des Hofes — und zwar alle ohne Ausnahme — Segeb Mohelem's übrige Gemahlinnen, seine Schwestern, seine Mutter, die Sultana-Wittwe, und alle Frauen der höheren Beamten und Offiziere — zusammen über zweihundert — vor Gericht erscheinen. Ohne Rücksicht auf die Rangordnung sollte jede einzeln tiefverschleiert langsam durch den Saal gehen und währenddem laut und vernehmlich einen Vers aus dem Koran hersagen. Das kleine Mädchen aber sollte aufmerksam auf die verschiedenen Stimmen hören und auf solche Weise versuchen, die Anstifterin des Mordes zu ermitteln.

Alle befohlenen Frauen kleideten sich für diese Gelegenheit gleichmäßig schneeweiß — auch die Gesichter verhüllten dichte weiße Schleier.

Am anberaumten Gerichtstage waren bereits achtundsiebzig Frauen, eine nach der anderen, langsam durch den Saal geschritten und jede hatte vernehmlich einen Koranvers gesprochen. Aber jedesmal hatte die aufmerksam lauschende kleine Nadira verneinend das Köpfchen geschüttelt.

Da erschien die Neunundsiebzigste — eine majestätische Erscheinung. Mit lauter und

noch anscheinend etwas zitternder und ängstlicher Stimme sprach sie folgenden Vers aus dem Koran: „Gottes Engel wacht über Gerechte und Unterdrückte; er will nicht, daß die Bosheit den Schlaf der Unschuld störe!“

Das kleine Mädchen sprang auf, deutete mit dem Finger auf die Verschleierte und rief: „Das ist die Frau, welche an jenem Abend gesprochen hat. Ich erkenne die Stimme!“

Nun mußte die Neunundsiebzigste ihren Schleier abwerfen — und die Richter und das versammelte Volk stießen Entsetzensschreie aus, als sie Anunda, die Mutter Segeb Mohelem's erkannten.

Ihr Sohn richtete einen flammenden Blick auf sie, den sie nicht zu ertragen vermochte. Sie stürzte vor ihm nieder, umklammerte seine Kniee und schrie: „Ja, ich bin die Verfluchte! Ja, ich habe die drei Jünglinge zum Morde Naharin's angestiftet!“

„Stehe auf, Mutter!“ sagte der Khan mit dumpfer Stimme. „Du wirst sogleich Dein Urtheil vernehmen!“

Die drei Angeklagten begriffen, daß unter solchen Umständen ferneres Zeugnen unnütz sei, und sie gestanden nun ohne Umschweife die That ein.

Die Richter zogen sich zurück. Nach geraumer Zeit erschienen sie wieder im Saale und fällten folgenden Urtheilspruch:

„Wer tödtet, soll wieder getödtet werden, und wer zu solchem Verbrechen anstiftet, verdient harte Strafe. Die drei Mörder sollen gepfählt werden. Der Sultana-Wittwe Anunda soll eine Hand abgehauen werden. Dies Urtheil ist nach einer Stunde zu vollstrecken auf dem Hügel in der Ebene von Nopal!“

Die drei Brüder ergaben sich, ohne ein Wort zu erwiedern, in das unvermeidliche Schicksal. Anders Anunda.

„Verzeihe meine Schuld, mein Sohn!“ rief sie. „Ach, aus Liebe zu Dir, aus Sorge um Dich, habe ich ja so gehandelt! Wir glaubten Alle, diese Naharin sei eine Zauberin und habe Dein Herz gewonnen durch geheimnißvolle Mittel!“

Der Khan antwortete nicht darauf und nach einer halben Stunde setzte sich der Hinrichtungszug nach der Ebene von Nopal in Bewegung.

Dort wurden auf dem Hügel die drei Mörder gepfählt und starben unter entsetzlichen Qualen.

Dann schaffte man einen Block und ein Beil herbei. Der Henker schaute nun etwas ungewiß bald den Khan, bald dessen halbbohnmächtige weinende Mutter an.

Da stieg Segeb Mohelem von seinem Pferde und trat herzu.

„Du bist meine Mutter, Dir verdanke ich das Leben,“ sagte er ernst zur Sultana-Wittwe. „Du hast mir das Liebste geraubt, was ich auf Erden hatte! Aber Du bist meine Mutter, und als Dein Sohn bin ich Dir Liebe und Achtung schuldig! So will ich Deine Strafe auf mich nehmen; ja, ich will selbst die Schuld zahlen, für welche Du Gott und der Gerechtigkeit verantwortlich geworden bist!“

Er legte seine linke Hand auf den Block, faßte mit der Rechten das Beil und schlug sich die Linke ab.

Die blutige Hand fiel zu Anunda's Füßen, welche ohnmächtig zusammenbrach.

Der Khan ließ sich von seinem Arzte verbinden. Dann fragte er mit tönender Stimme das versammelte Volk: „Ist es so nun recht gehandelt von mir? Das habe ich für meine Mutter gethan! Hat Jemand etwas dagegen einzuwenden?“

Niemand erhob Widerspruch — im Gegentheil: das Volk bewunderte laut jubelnd den Heroismus des Khans.

Segeb Mohelem verbrachte den Rest seines Lebens in tiefer Schwermuth über den Verlust der geliebten Naharin, doch ohne seine Herrscherpflichten darüber zu vernachlässigen. Er starb im Jahre 1844.

Von den Karakalpakten hört man sonst nur selten. In glücklicher Verborgenheit leben sie in den Steppen von Sim und dem Gebirgswinkel von Belurk, im tiefsten Innern Mittelasien, im fast unbekannten Quellengebiet des gewaltigen gelben Flusses. Aber der von uns geschilderte Vorfall war so merkwürdig, daß seinerzeit die Kunde davon in weitere Kreise drang, zunächst nach Sibirien, dann nach Rußland. Ende der dreißiger Jahre brachten russische Zeitungen darüber ausführliche Mittheilungen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Preussische Wiße. — Der General v. Bettow, einer der alten Krieger des großen Friedrich, der seinen königlichen Herrn überlebte, befand sich an der Tafel des Nachfolgers desselben, Friedrich Wilhelm's II. Die Rede kam auf den leichtfließenden Wiß der Franzosen, und ein hochgestellter Schöngest wollte behaupten, daß der Deutsche und zumal der Preuze im Vergleich zu anderen Nationen auf seinen Wiß eben nicht stolz sein könne.

„Mit Verlaub,“ nahm General v. Bettow laut das Wort, „dieser Ansicht möchte ich widersprechen, Durchlaucht; ich allein kenne drei preussische Wiße, die wohl kein Anderer so leicht nachmachen kann.“

„Nennen!“ befahl der König in seiner kurzen Weise.

„Wohl, Eure Majestät,“ fuhr Bettow fort, „der erste heißt Mollwitz, wo König Friedrich den ersten

Sieg gewann, der zweite Bunselwitz, wo wir die Russen schlugen, und der dritte“ — seine Hand wies auf einen ehrwürdigen Greis am Ende der Tafel — „das ist unser Brittwitz, der seinem königlichen Herrn bei Runersdorf das Leben rettete.“

Alles schwieg, der Monarch aber hob sichtlich ergriffen das Glas. „Ihr habt Recht,“ sagte er, „das sind Wiße, die in der Geschichte verzeichnet werden. Stoßen wir an auf diese preussischen Wiße.“

[H. D.-d.]

Der Silbergehalt vulkanischer Asche. — Ein äußerst seltenes Vorkommen ist das von Silber in vulkanischer Asche. Man kennt bis jetzt nur zwei Beispiele silberhaltiger Asche; das erstere lieferte ein Ausbruch des Cotopari im Juli 1885, in dessen Asche J. W. Malet einen Gehalt von etwa 1 Theil Silber auf 83,000 Theile Asche nachwies. Im folgenden Jahre konnte derselbe Forscher einen zweiten Fall hinzufügen. Im Januar 1886 erfolgte nämlich ein sehr heftiger Ausbruch des Runguragua in den

Humoristisches.



Ihr Bangen.

Alb, Agathe, ich habe eine solche Angst in mir — morgen will mein Franz mit meinen Eltern reden!
— Und woran bangst Du da? Daß diese widersprechen?
Nein — daß er ausbleibt!



Fatal.

Diener (auf der Jagd): Herr Baron, der Kuro apportiert ein Huhn.
Baron: Famos! Also doch getroffen.
Diener: Aber es ist schon gebraten.
Baron: Na, mein Frühstück!

Anden von Ecuador, 80 bis 90 Kilometer vom Cotopari entfernt, ein Ausbruch, der mehr oder weniger bis in den November anhielt. Auch die durch diesen Vulkan, der über ein Jahrhundert lang unthätig gewesen war, emporgeschleuderte Asche enthielt Silber, und zwar 1 Theil Silber auf 107,200 Theile Asche. Ungeheuren ist das nur ein höchst spärliches Vorkommen von Silber. Bedenkt man aber, welche ungeheuren Massen von Asche herausgeschleudert werden, wie sie nach der Eruption ein Gebiet von gewaltiger Ausdehnung bedecken, so muß die Menge des ausgeschleuderten Silbers schon recht beträchtlich sein.

[H. Th.]

Die englischen Hockkochen. — An der königlichen Tafel in England muß jedes Gericht mit dem Namen des Koches versehen sein. Dieser Gebrauch stammt von Georg II. her, der auf seinen Reisen nach Deutschland die Dienste seines ersten Koches, der seckrant war, entbehren mußte. Infolge dessen fiel dem zweiten Koch, Weston, die Aufgabe zu, eine Suppe zu bereiten, die Seine Majestät besonders liebte; Weston that dies mit solchem Erfolge, daß er beim Tode seines Vorgesetzten vom Könige an dessen Stelle befördert wurde. Unter Weston's Kollegen erregte dies viel Aeid, und um ihm zu schaden, wurde ihm die Zubereitung jedes Gerichtes, das nicht den Beifall des Königs fand, in die Schuhe geschoben. Georg aber argwöhnte den Betrug und ordnete an, daß jeder Koch in Zukunft das von ihm bereitete Gericht mit seinem Namen versehen sollte. Seitdem hat der Gebrauch sich erhalten.

[Mn.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 41:
Es dünkt manchem thörichtem Mann — Die Kunst die beste, die er kann.

Charade. (Dreißigbü.)

Die erste Silbe spricht von Prunk und Pracht,
Wie sie das Ganze frevelhaft geliebt.
Die andern beiden sind, gib' Acht,
Ein Fluß im Land der Pyrenäen;
Ein Fluß, so heiter, wie sein Name klingt,
So hell, wie seiner Sängers Lieder tönen.
Das Ganze war ein böses, mächt'ges Weib,
Das einen König Frankreichs einst beherrscht,
Und mit dem König das gequälte Land.

[Glaire v. Glümer.]

Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung von Nr. 41:

des Diamant-Räthfels: Nordlicht.

N	O	D
T	H	R
L	A	N
N	O	R
K	A	P
B	U	C
O	H	R
T		

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung,
Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.